

Ums Geld.

Roman von **Gustav Johannes Krauß.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Zwanzigmal griff Walter Brunner nach der Feder, um Eva zu schreiben, daß er plötzlich verreisen und daher darauf verzichten müsse, ihr Bild zu malen, und zwanzigmal warf er die Feder wieder hin, daß die Tinte auf das Papier spritzte. Das war doch Narrheit und Feigheit. Hundert Meilen weit würde ein anderer Maler laufen, um diese Frau vor die Staffelei zu kriegen, und er wollte ausreißen? Er fürchtete sich vor ihr?

Er zündete sich eine Zigarre an, warf sich auf das „Faulbett", wie er den türkischen Diwan in seinem Atelier nannte, schloß die Augen, um durch keinerlei äußere Eindrücke abgelenkt zu werden, und begann, sich selbst ins Gebet zu nehmen. Nicht der kleinste Gedanke wurde unkritisiert passieren gelassen, jedes Gefühl untersucht. In alle dunklen Tiefen des Herzens leuchtete der Verstand mit seiner unerbittlichen, schonungslosen Fackel, die kein Erbarmen kennt, wenn die lichtscheuen Wesen der Dunkelheit sich in ihren Strahlen qualvoll winden. „Lieb' ich sie oder lieb' ich sie nicht?"

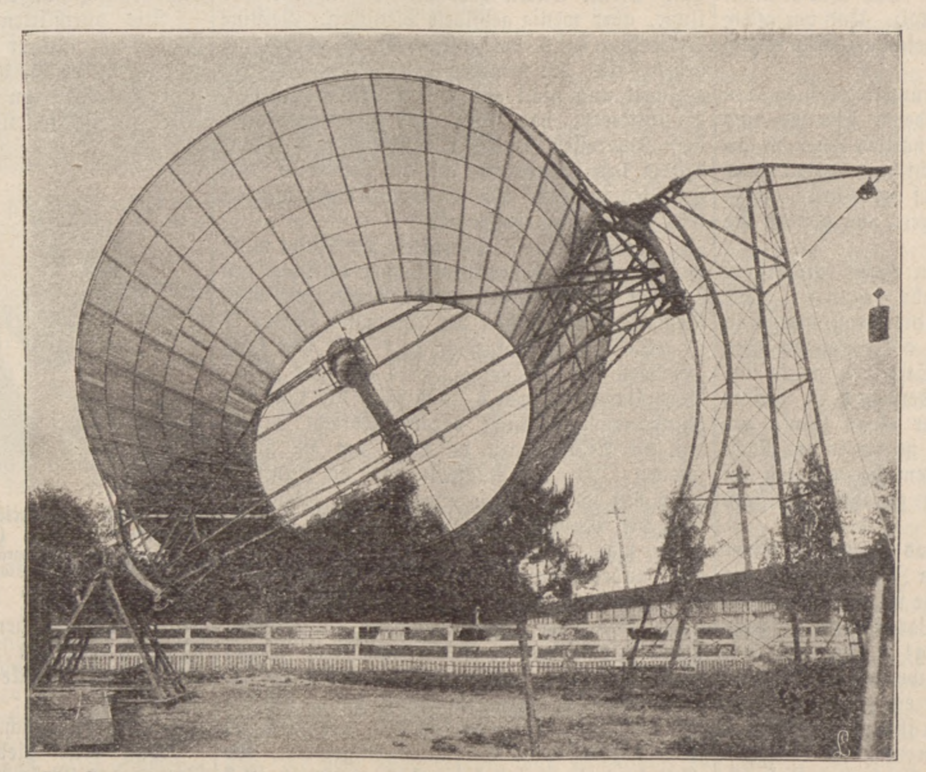
Ganz laut legte er sich diese Frage vor, und die Antwort, die er nach langen Stunden grübelnder Selbstbeobachtung fand, lautete: „Ich liebe sie noch nicht. Aber ich werde sie lieben, mit der ganzen rasenden Glut, deren ich fähig bin. Und das wird ein Unglück sein. Für mich und für sie."

Er warf endlich ärgerlich die erloschene Zigarre von sich und sprang auf. „Und mag's ein Unglück sein — gemalt wird sie doch! Was geht das Unglück des Walter Brunner von übermorgen den Walter Brunner von heute an? Das wäre ein schöner Soldat, der nicht in die Schlacht ginge, um die Wunden zu vermeiden. An die denkt man nach der Schlacht und heilt sie, so gut man eben kann. Und jetzt wollen wir uns die Grillen vertrinken gehen."

Er riß seinen Schlapphut vom Nagel und stürmte mit langen Schritten davon, der Künstlerkneipe zu, wo er heute eine Tafelrunde von Freunden versammelt wußte. Und Walter Brunner, der sonst nicht allzu leicht aus sich herausging, war an diesem Abend der Fidelste in der fidelen Gesellschaft.

26.

Es war ein heißer Kampf, der zwischen Eva und ihrem Maler hin und her wogte, während das Bildnis der schönen Frau rasch gefördert wurde, so rasch, wie vielleicht niemals sonst ein Kunstwerk, und dabei doch zu einer märchenhaften, berückenden Schönheit gedieh.



Ein Sonnenmotor als Kraftquelle für ein Pumpwerk in Los Angeles (Kalifornien). [S. 300]

Das erste Treffen dieses Krieges war für den trotzigen Mann äußerst ungünstig verlaufen. Eva hatte triumphierend lächeln dürfen, als sie bei Beginn der ersten Sitzung, angethan mit dem Kleide, in dem sie gemalt werden wollte, in das Atelier trat und Brunner beim Anblick ihrer Schönheit überwältigt sah. Sie beobachtete sein Erblassen und Erröten mit leuchtenden Augen und lauschte scharfen Ohres auf das mühsam beherrschte Beben seiner Stimme.

Aber sie sah bald, daß sie zu früh den Sieg errungen geglaubt hatte. Es war erstaunlich, in wie eiserner Zucht dieser Mensch sein Herz hatte, das gewiß trotzig und schwer zu bändigen war. Das wechselnde Erbleichen und Erröten in dem Gesicht des Malers wich bald der gleichbleibenden Blässe eines Menschen, der bei innerer Erregung äußerlich ruhig scheint. Aus seinen Augen schwand das wilde Flackern der Sehnsucht. Sie schauten Eva mit dem ruhigen, klaren, still leuchtenden Blick des Künstlers an, der von der Schönheit der Dinge über das kleine, enge Ich hinausgehoben wird und an einem schönen Weibe, einem schönen Rosse, einer schönen Waldpartie eben nur die Schönheit sieht, und nicht daran denkt, das Weib freien, das Pferd lenken, den Wald kaufen und sich ein Haus hineinbauen zu wollen. Und wie rasch der Pinsel in seiner Hand über die Leinwand flog!

Dieser Widerstand reizte und erbitterte Eva. Sie hatte eine der Eifersucht nahe verwandte Empfindung, als sie den Mann, der eben noch ihr hatte zu Füßen sinken wollen, nun plötzlich so gehalten, seiner selbst so mächtig sah. Was war das für ein unheimliches, unbegreifliches, feindliches Wesen, das den tiefen Eindruck ihrer sieghaften Reize so leicht und spurlos wegzuwischen vermochte, das ihr die Seele, diese stolze, starke Mannesseele, die sie für sich erringen wollte, entzog?

Sie versuchte alles mögliche, um ihn der dämonischen Gewalt seiner Kunst zu entreißen. Sie plauderte, um ihn zu stören; es war

fruchtlos. Sie stand auf, trat ganz nahe an ihn heran und beugte sich über seine Schulter, angeblich, weil sie sehen wollte, wie er auf seiner Palette die Farben mischte, in Wirklichkeit, um ihn durch diese intime Nähe zu berauschen.

Er aber sagte beinahe unwirsch: „Sie müssen möglichst ruhig sitzen bleiben, gnädige Frau. Sonst wird es nichts. Wenn Sie müde sind, wollen wir natürlich lieber aufhören. Zur Quälerei darf die Sache für Sie nicht ausarten."

Gedrückt und gedemütigt ging sie zu ihrem Stuhl zurück wie ein gescholtenes Kind und saß nun stundenlang in der Stellung, die er ihr anwies.

Nach dieser ersten Sitzung weinte Eva vor Enttäuschung und Wut. Er hatte gemalt und gemalt, dann auf einmal den Pinsel hingelegt und sich mit fast unhöflicher Eile empfohlen. Sie zerriß ihr feines Taschentuch, sie biß in das Kissen des Sofas, auf dem sie lag, und hätte am liebsten ihn vor sich gehabt, um ihn so zu zerreißen und zu zerbeißen. Sie hätte ihn morden können in ihrem Zorn. Dann sprang sie wieder plötzlich auf und fing an zu lachen, wie toll. Sie war doch thöricht. Dieser Widerstand, den er ihr entgegensetzte, mußte ihr doch lieb sein. Desto stolzer und süßer war dann ihr Glück, wenn er sich schließlich doch beugte unter ihre Macht. Und beugen würde er sich. Er mußte ja. Es gab kein Entrinnen für ihn.

Sultan Abdul Hamid II. (S. 300)

Doch! Eines gab es doch: wenn er sich auf die Bahn setzte und davonfuhr in die weite Welt! Eva erschrak bis ins Herz hinein, als ihr diese Möglichkeit einfiel. Dann schlug sie den Gedanken in den Wind. Das that er nicht. Dazu war er zu männlich stolz. Und vor allem zu sehr Künstler. Sein angefangenes Werk ließ er nicht im Stich.

Sie behielt recht. Brunner erschien den nächsten Tag zur verabredeten Stunde und stürzte sich sofort mit fieberhaftem Eifer in die Arbeit. Aber wie überwacht und verhärmt er aussah! Eva, die ihn scharf beobachtete, schien es, als wären seine Wangen von gestern bis heute hagerer geworden.

Sie konnte kaum ihren Jubel verbergen. So war es ihm doch nahe gegangen. Sie malte sich's aus, wie er die ganze Nacht in seinem Zimmer auf und ab gegangen sein mochte, ringend mit der Sehnsucht nach ihr, mit der jäh erwachten Leidenschaft in seinem Herzen. Vielleicht hatte er es zu Hause gar nicht ausgehalten und war mitten in der Nacht davongelaufen, um vor ihrem Hause unten auf der Straße zu stehen und zu ihren Fenstern hinaufzustarren.

Sie that alles, um das Feuer in seiner Brust zu schüren. Sich einer Zurückweisung wie gestern auszusetzen, hütete sie sich aber und blieb ruhig auf ihrem Platze. Was thaten die paar Fuß räumlicher Entfernung! Ihre Schönheit wirkte über sie hinweg, das wußte sie. So nahe an ihn heranzukommen, war ein plumpes Mittel gewesen, auf das sie nur in ihrer wahnsinnigen Aufregung hatte verfallen können. Dafür plauderte sie heute mit bestrickender Liebenswürdigkeit. Sie sprach mit ihm von den Bilderschätzen, die sie in München und Venedig gesehen hatte, und mühte sich, so über die einzelnen Werke zu urteilen, wie er es thun mochte, wenn er zu seinen Kunstgenossen von ihnen sprach. Und sie bemerkte mit Freude, daß es ihr gelang.

Mehr als einmal sah er sie wie erstaunt an, und endlich sprach er seine Verwunderung unverhohlen aus: „Sie verblüffen mich geradezu, gnädige Frau. Ich habe so viel Kunstverständnis bei einer Dame noch selten getroffen. Und bei Ihnen setzt es mich um so mehr in Erstaunen, als ich mich erinnern kann, daß Sie noch vor sieben Vierteljahren, als wir uns in Christiania begegneten, in Kunstdingen die richtige Barbarin waren. Sie haben sich damals, glaub' ich, nicht einmal in der Wiener Liechtenstein-Galerie ausgekannt."

Er hatte die Worte lächelnd und in einem Tone gesagt, der ihnen alles, was etwa hätte verletzen können, nahm. Trotzdem senkte Eva wie in Verwirrung das schöne Haupt.

„Sollten Sie ..." fing sie stockend an, „es ist doch gewiß viel über mich geredet worden in Wien, wie wir geheiratet haben genug, und noch mehr jetzt beim Tode meines Mannes ... sollten Sie nicht wissen, daß ich kleiner Leute Kind bin?"

„Ich höre nicht viel Klatsch," antwortete er eifrig weiter malend. „Ich glaube aber gehört zu haben, daß Sie eine Beamtentochter sind."

„Ja. Und zwar die Tochter eines kleinen Beamten. Sie haben keine Ahnung, Herr Brunner, wie es in einem solchen Hause zugeht, namentlich wenn Kinder da sind. Und wir waren unser vier. Da haben die Eltern, wenn sie von Hause aus noch so gebildete Leute wären, keinen freien Gedanken. Alles frißt in ihnen die Sorge um das tägliche Leben auf. Meine Eltern aber sind herzensgute und kluge, aber wenig gebildete Menschen. Geistige Interessen hat's bei uns zu Hause wenig gegeben. Und die wenigen haben sich auf Bücher gerichtet und nicht auf Bilder. Mein Bruder, der studiert, hat sie ja ins Haus gebracht, diese Interessen, und Sie wissen, daß die Studenten fast immer nur auf die Litteratur hingewiesen werden. Die anderen Künste werden sehr oberflächlich behandelt."

„Leider, leider!" antwortete der Maler murmelnd. Er hatte den Pinsel quer zwischen den Zähnen, weil er gerade etwas von dem eben Gemalten wieder von der Leinwand schabte.

„So bin ich aufgewachsen," fuhr Eva fort. „Gelesen hab' ich genug, alles mögliche Zeug. Aber sonderbar war's, daß mich die schönsten Künstlerromane nicht darauf gebracht haben, daß die Bilder dazu da sind, um sie anzuschauen. In die Ausstellungen im Künstlerhaus bin ich kaum gegangen, und dann hat mich die Masse bunter Leinwand, die dort zu sehen war, wo obendrein jedes Bild etwas ganz anderes vorgestellt hat wie das nebenan, ganz verwirrt gemacht. Winterlandschaften, Tierstücke, Porträts, Historienbilder, Stillleben, Sommerlandschaften, Akte — ich war immer schon nach einer halben Stunde froh gewesen, wenn ich wieder hinausgefunden hab'. Ich bin mir in den Sälen vorgekommen, als wäre ich in das Hirn eines Verrückten eingesperrt, wo alles kunterbunt durcheinander gepurzelt ist."

„Geht anderen auch so," lachte der Maler.

„Ein dumpfes Gefühl von der Enge und Unzulänglichkeit meiner Existenz hab' ich aber immer gehabt," erzählte Eva weiter und strich dabei über die knisternden Falten ihrer Robe, wie um sich durch das Gefühl zu überzeugen, daß diese Enge der Existenz vorüber sei, „und in dem heillosen Respekt vor dem Geld, der mir von klein auf anerzogen worden ist, hab' ich mir eingebildet, reich sein wär' alles. So hab' ich einen Millionär geheiratet. Da habe ich aber bald gemerkt, daß man im Wagen fahren, fein essen und trinken, schöne Kleider und wertvollen Schmuck haben und sich dabei innerlich doch noch leerer fühlen kann, als in der Armut. Still gelebt haben wir, so bin ich auf das Studium der Kunstgeschichte verfallen. Das hat mir Lust gemacht, hinauszufahren in die Welt und die Sachen, von denen ich gelesen und Photographien angeschaut habe, im Original zu betrachten. In Venedig und München bin ich manchmal stundenlang vor den Hauptbildern gesessen, bis mir endlich das richtige Verständnis aufgegangen ist. Das Verständnis für die Bilder und das Verständnis für den Reichtum. Er ist zwar nicht alles, aber doch ein gutes Mittel, zu dem zu gelangen, was alles ist."

Sie hatte die Wirkung ihrer Worte auf Brunners Gesicht, das sie von der Seite her sehen konnte, beobachtet und sagte sich, daß sie zufrieden sein könne. Die Andeutung, daß sie eine trübe Jugend hinter sich habe, war auf empfänglichen Boden gefallen. Es war nicht mehr der kalte, nur auf sein Bild bedachte Künstler, den sie vor sich hatte, sondern ein warmherziger, teilnehmender Mensch. So warmherzig nahm der Mensch in Brunner an dem Geschick der schönen Frau Anteil, daß der Künstler darüber mit seiner Arbeit nicht recht vom Fleck kam und den Pinsel hinlegen mußte.

„Für heute ist's, glaub' ich, genug," sagte er. „Sie werden mir sonst zu müde, gnädige Frau."

Eva erhob sich sofort. Heute machte sie nicht den geringsten Versuch, ihn festzuhalten, obwohl sie ihm deutlich ansah, wie gern er geblieben wäre. So mußte er nach vielem Zögern endlich doch gehen. Eva lächelte hinter ihm her.

„Sehne dich nur, mein Stolzer. Das wird dich gefügig machen," dachte sie. —

Die durchlittene Sehnsucht sah sie dem Maler an, als er des anderen Tages wieder ihr gegenüber an der Staffelei saß, aber gefügig hatte sie ihn nicht gemacht. Im Gegenteil. Er blickte düster, sprach wenig und arbeitete mit Feuereifer, um sich, sowie er fertig war, schleunigst zu empfehlen. So ging das wechselnd von Tag zu Tage. Das eine Mal verkehrten die beiden so zutraulich miteinander, wie alte Freunde, tags darauf herrschte wieder schwüles Schweigen, nur hie und da durch ein kurzes, sachliches Wort des eifrig arbeitenden Malers unterbrochen. Eva waren diese stillen, schwülen Stunden lieber. Da glaubte sie in dem düsteren Blicke Walters deutlich das Geständnis zu lesen: „Ich will dich nicht lieben und liebe dich doch."



Adolf Erik Freiherr v. Nordenskjöld †. (S. 300)
Nach einer Photographie von Dahllöf in Stockholm.

Daß diese Liebe wider Willen an den Nerven des Malers zehrte, daß er von Tag zu Tag elender aussah und sich in seinen fahrigen Gebärden, in seiner abgerissenen Sprechweise die Ueberreizung immer bedrohlicher ausdrückte, bekümmerte Eva wenig. Die Kraft, aus der sein Trotz sich nährte, mochte

gebrochen werden. Das Glück würde sie dann schon wieder ersetzen. Sie liebte ihn ja, und ihr Selbstvertrauen war so unerschütterlich, daß sie keinen Moment daran zweifelte, ihre Liebe würde genügen, Walter wieder ebenso gesund und stark zu machen, wie er je zuvor gewesen.

Endlich stand der Tag in nächster Nähe bevor, an dem sich dieser aufreibende Kampf entscheiden mußte. Morgen war das Bild fertig.

Während der Sitzung, an deren Schluß Walter dies Eva mitteilte, war er noch schweigsamer und in sich gekehrter gewesen, als er sich in der letzten Zeit ohnehin schon gezeigt hatte. Die junge Frau wußte, warum. Er litt fürchterlich unter dem Gedanken, den häufigen, stundenlangen Umgang mit ihr aufgeben zu sollen, und war dennoch fest entschlossen, sich nach morgen nicht mehr bei ihr sehen zu lassen. Für Eva war die einzige Folgerung, die sie aus diesem Wissen zog, daß sie ihn eben morgen zu ihren Füßen und dann in ihre Arme zwingen müsse, es koste, was es wolle. Ueber das Wie zerbrach sie sich nicht weiter den Kopf. Das mußte der Augenblick bringen. Und welchen Weg sie der Augenblick auch einschlagen ließ, daß er zum Ziele führte, war sicher.

Trotz dieser Sicherheit schlich ihr der Nachmittag in tödlicher Langsamkeit hin, und die Gesellschafterin brauchte viel Geistesgegenwart, um sich in die wechselnden Launen der gnädigen Frau mit der erforderlichen Behendigkeit hineinzufinden. Sie atmete auf, als Eva endlich klingelte, um anspannen zu lassen. Im Wagen mußte die Ruhelose dann doch still halten.

Auch der Kutscher bekam es zu spüren, daß die Gnädige heute ihre sonstige vornehme Ruhe verloren hatte. Fuhr er schnell, so fragte ihn Eva, ob er sie durchaus in Händel mit der Polizei verwickeln wolle; fuhr er langsam, so hieß es: „Vorwärts! Sie schlafen ja heute auf dem Bock." Zuerst hatte es geheißen, die Fahrt gehe in den Prater; auf halbem Wege mußte umgekehrt werden, denn Eva wollte lieber nach Schönbrunn, und in der nächsten Nähe des kaiserlichen Lustschlosses ließ sie wieder wenden. „Nach Währing — zu Frau Neumeier!"

Erst als sie Fanny gegenüber saß und den jauchzenden Christian auf ihrem Schoße tanzen ließ, beruhigte sich Eva etwas. Der Schwester gegenüber brauchte sie wenigstens nicht in sich zu verschließen, was sie so im Tiefsten aufregte. Sie durfte erzählen, zehnmal dasselbe schildern und immer wieder mit dem Worte schließen, dessen Nachhall ihr in jeder Fiber ihres Leibes bebte: „Morgen! Morgen!"

Fanny hatte lange in ihrer verständigen, ruhigen Art zugehört. Eva mußte sich ja erst beruhigen.

Als das endlich so halbwegs geschehen war, sagte sie: „Ich will dich nicht entmutigen, Eva. Aber wenn du ihn nicht zum Reden bringst?"

Eva rückte so hastig auf ihrem Stuhle, daß Fanny ängstlich nach ihrem Söhnchen griff, das bei einem Haare vom Schoß der Tante gestürzt wäre.

„Wenn er nicht redet? Dann ... ja, du lieber Gott, dann rede eben ich!"

Diese Antwort hatte Fanny erwartet und dann weiter fragen wollen: „Wenn er dich aber abweist?" Sie hütete sich jetzt natürlich, diese Möglichkeit auch nur andeutungsweise zu berühren. Eva war zu aufgeregt. Sie lächelte also nur und sagte: „Weißt du, Eva, daß es geradezu komisch is, dich so außer dir vor Liebe zu sehen? Du weißt ja, wie du von der Liebe geredet hast."

Eva lachte erst ein wenig verlegen, dann wurde sie über und über rot und verbarg das blühende Gesicht an der Schulter der Schwester.

„Aber Fanny — so hab' ich doch nur geredet, weil ich mir selbst hab' einreden wollen, daß ich recht thue, wenn ich den alten Mann nehme. Und dann habe ich damals die Liebe noch nicht so gekannt wie jetzt. Ich sag' dir: es giebt nichts, was ich für diesen Mann nicht thun könnte. Manchmal, wenn er mir so ruhig malend gegenüber gesessen ist, habe ich die Zähne zusammenbeißen und mir die Fingernägel ins Fleisch drücken müssen, um ihm nicht hinterrücks um den Hals zu fallen und ihn zu küssen, als wär' ich ein wilder Bub und er ein schüchternes kleines Mädel."

„Ein komischer Kerl, der Herr Maler!" entrüstete sich Fanny. „Daß er nur so ruhig bleiben kann dabei. Das muß einer doch merken."

„Ruhig ist er nicht," widersprach Eva eifrig. „Da hab' ich mich schlecht ausgedrückt. Ich hab' dir doch schon erzählt, daß er beinahe zu Grunde geht, so kämpft er mit sich."

Und sie fing wieder von vorne an, alle die Symptome aufzuzählen, die ihr bewiesen, daß sie von Walter wiedergeliebt werde. Fanny wurde es ganz unbehaglich zu Mut bei den irrlichternden Reden Evas, in denen sich alles um einen Punkt drehte und immer wieder auf den einen Punkt zurückkam.

Sie atmete ordentlich auf, als die Schwester sich endlich erhob, die Gesellschafterin, die im Nebenzimmer vor Langeweile fast verging, erlöste und Abschied nahm.

„Also viel Glück!" sagte Fanny an der Thür. „Wie erfahr' ich aber, wie alles gegangen ist?"

„Ich telegraphiere dir," antwortete Eva. „Adieu, Fanny, adieu!"

Sie küßte die Schwester leidenschaftlich und eilte dann die Treppe so rasch hinunter, daß ihr das Fräulein kaum folgen konnte.



Eine philosophische Vorlesung in der Frauenuniversität zu St. Petersburg. (S. 300)
Nach einer Photographie von Alder Anderson.



Aeußere Ansicht der Frauenuniversität zu St. Petersburg. (S. 300)
Nach einer Photographie von Alder Anderson.

Als Eva sah, daß in den Straßen, durch die sie fuhr, die Laternen bereits angezündet wurden, atmete sie auf. Gott sei Dank, der Nachmittag war vorbei! Nun noch ein Abend und eine Nacht und ein Morgen, und dann, dann — — —!

27.

Walter Brunner lehnte sich in seinen Stuhl zurück, holte aus der tiefsten Brust herauf Atem und sagte: „Fertig!"

Eva erhob sich langsam von ihrem Platze und trat neben ihn vor die Staffelei, um ihr Bild zu betrachten. Sie stand eine ganze Weile regungslos, scheinbar in die Betrachtung des Werkes versunken. Aber so starr ihre Augen auf der Leinwand ruhten, sie sahen das Bildnis nicht, das der Maler darauf geschaffen. Sie sahen das Gesicht Walters selbst, das bleiche, hagere Gesicht mit den dunklen Ringen um die Augen. Aber aus diesen Augen selbst blickte ein felsenfester Entschluß, um die Lippen lag ein herber Zug. Mit dieser Miene war er vor einer Stunde etwa durch die Thür dort eingetreten, und sie hatte sofort gewußt, daß der Kampf viel, viel schwerer werden würde, als sie gedacht hatte. Zum erstenmal in der ganzen Zeit war ihr der Gedanke in den Sinn gekommen, daß der Sieg doch nicht so ganz sicher sei.

Aber endlich — der Kampf mußte ausgekämpft werden, so schwer er war, und der Sieg mußte errungen werden, er mußte. Tief aufatmend wandte sie sich zu dem Maler, der sich mit ihr zugleich erhoben und schweigend neben ihr gestanden hatte. „Sie haben da ein Meisterwerk geschaffen," sagte sie mit umflorter Stimme, während sie ihm die Hand reichte. „Ich — ich danke Ihnen."

Er zog ihre Hand an seine Lippen. Es sollte ein Handkuß des höflichen Dankes sein, aber die Lippen des Malers brannten so heiß, daß Evas Augen aufleuchteten und wieder etwas von der alten Siegessicherheit in ihr Herz kam.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

In dem sonnigen Kalifornien hat man in jüngster Zeit begonnen, die Sonnenwärme zum Betriebe von Dampfmaschinen nutzbar zu machen. In **Los Angeles** zum Beispiel ist **ein Sonnenmotor** aufgestellt, der ein Pumpwerk treibt. Er besteht aus einem großen Reflektor von 10 Meter Durchmesser, der aus 1788 Spiegelscheiben zusammengesetzt ist. Diese senden die zurückgeworfenen Sonnenstrahlen sämtlich nach demselben Brennpunkte, in dessen Achse ein Dampfkessel aufgehängt ist. Der durch die Sonnenhitze erzeugte Dampf wird mittels eines biegsamen Rohres aus Phosphorbronze nach der Maschine geleitet, die zehn Pferdekräfte entwickelt und ihre Thätigkeit eine Stunde nach Sonnenaufgang beginnt, eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang einstellt. — **Sultan Abdul Hamid II.**, der am 31. August 1876 den Thron bestieg, feierte sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum. Geboren am 22. September 1842 als zweiter Sohn des Sultans Abdul Medschid, wurde er, nachdem sein älterer Bruder, Sultan Murad V., als wahnsinnig abgesetzt worden war, auf den Thron erhoben. Er hat mit Hilfe deutscher Beamten die Finanzlage der Türkei wesentlich verbessert und auch das Ansehen des Reiches bedeutend gehoben. — In Stockholm starb der berühmte Nordpolarforscher **Erik v. Nordenskjöld**. Er war am 18. November 1832 zu Helsingfors in Finnland geboren. Seine ersten Nordpolarfahrten machte er unter Torells Leitung in den Jahren 1858 und 1861, seinen Weltruhm aber hat er sich durch fünf selbständige Nordpolarfahrten und die Umschiffung der Nordküste Asiens, die er 1878 bis 1879 mit der „Vega" ausführte, erworben. Er wurde dafür vom König von Schweden in den Freiherrnstand erhoben. — Die **Frauenuniversität in St. Petersburg** ist eine aus privaten Mitteln mit Unterstützung der Regierung und der Stadtverwaltung ins Leben gerufene Hochschule und zählt zur Zeit 47 Professoren und gegen 1000 Studentinnen. Es giebt nur zwei Fakultäten, die historisch-philosophische und die physikalisch-mathematische. Die **Vorlesungen** sind stets gut besucht; Studentinnen, welche nicht bei den Eltern oder bei Verwandten in der russischen Hauptstadt leben, müssen in dem mit der Universität verbundenen gemeinsamen Kost- und Logierhaus wohnen, wo sie für vollständige Verpflegung jährlich nur 600 Mark zu zahlen haben. Mit Lehrmitteln ist die Frauenuniversität reichlich ausgestattet, die Bibliothek zählt bereits 24,000 Bände. Die Zulassung zum Studium ist an ein Zeugnis über genügende Vorbildung, die schriftliche Einwilligung der Eltern oder des Vormundes und den Nachweis über das Vorhandensein ausreichender, den Lebensunterhalt für die ganze Dauer des Studiums gewährleistender Geldmittel gebunden. Die Studienzeit währt drei bis vier Jahre.



Der Treiber in Nöten.

Der Treiber in Nöten.

(Mit Bild.)

Ein für den Zuschauer äußerst erheiterndes Jagdabenteuer ist es, das unser Bild darstellt. Einer der Treiber ist, als er eben im Begriff war, einen erlegten Hasen aufzuheben, von zwei Schäferhunden angefallen worden. Kaum gelingt es ihm durch die verzweifeltsten Anstrengungen, gleichzeitig seine Beute und seine bedrohten Waden gegen die Feinde zu verteidigen, und es ist nur ein Glück, daß bereits einer der Schützen herbeieilt, um ihn aus seiner Bedrängnis zu befreien.



Fliegenlassen beschlagnahmter Vögel durch die Berliner Marktpolizei. (S. 302)

Fliegenlassen beschlagnahmter Vögel durch die Berliner Marktpolizei.

(Mit Bild auf Seite 301.)

Sowohl ein Reichsgesetz als besondere Gesetze in den verschiedenen deutschen Bundesstaaten sorgen für den Schutz nützlicher Vögel, und besonders die Berliner Marktpolizei hat ein wachsames Auge darauf, daß zum Zweck des Verzehrs keine Vögel feilgehalten werden, die durch das Gesetz geschützt sind, wie Wachteln, Drosseln, Lerchen. Findet man solche, so werden sie ohne Gnade beschlagnahmt. Man bringt die Käfige hinaus vor die Thore der Stadt und läßt dort die kleinen Sänger fliegen. Den Eigentümer trifft außerdem noch eine entsprechende Strafe.

Die Ehrendame.

Erzählung von **A. Oskar Klaußmann.**

1. (Nachdruck verboten.)

„Verviers! Zwanzig Minuten Aufenthalt!" riefen die Schaffner.

Ich kam mit meinem Freunde Gustav L. von Köln und wollte nach Ostende. Der Abendzug um sieben Uhr achtundvierzig Minuten muß auf den Brüsseler Zug in Verviers warten, und deshalb entsteht für die von Köln kommenden Reisenden ein längerer Aufenthalt.

Wir gingen nach dem Restaurant, um unser Abendbrot zu genießen. Als wir in den Wartesaal kamen, hörte ich meinen Namen rufen. Ein Kellner begrüßte mich, und im nächsten Augenblick nannte er auch Gustavs Namen. Wir wußten zuerst nicht recht, woher uns der Mann kannte, er erzählte uns aber sofort, daß er in einem Lokal in Köln, in dem Gustav und ich eine Zeitlang verkehrt hatten, bedienstet gewesen war. Fritz schien sehr erfreut, uns zu sehen; er wies uns einen Platz an, wo wir angenehm saßen, und empfahl uns das Beste an Essen und Trinken.

Gustav und ich waren sehr gut aufgelegt. Wir waren noch jung, hatten gute Posten in großen Geschäften, hatten außer unserem Privatvermögen ein recht gutes Einkommen und machten ein wenig die „Lebemänner". Gustav hatte sich in seinem, ich mich in meinem Geschäft für drei Wochen beurlaubt, um uns in Ostende in den Strudel der Vergnügungen zu stürzen. Von Ostende wollten wir nach Paris und von dort aus wieder nach Hause.

Wir waren mit dem, was uns Fritz zum Abendbrot gegeben hatte, sehr zufrieden und entschädigten ihn durch ein reiches Trinkgeld. Fritz schien dankbar und wollte sich wohl gefällig erweisen, als er die Frage an uns richtete: „Wollen die Herren allein fahren, so besorge ich ein Abteil erster Klasse; ich bin mit dem Zugführer bekannt, und es kostet mich nur ein Wort."

„Natürlich," sagte ich. „Es wäre uns angenehm, wenn wir allein bis Ostende fahren könnten; schließlich macht man doch gern ein Schläfchen, sobald es finster ist. Was bekommt der Zugführer?"

„Nichts; er thut es mir zu Gefallen, und mir macht es große Freude, Ihnen eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen," erwiderte Fritz zuvorkommend.

Eben wurde zum Einsteigen nach Ostende abgerufen, und Fritz brachte uns selbst auf den Bahnsteig, wo er uns dem Zugführer vorstellte. Dieser überwies uns ein Abteil erster Klasse und erklärte uns, daß wir, wenn es irgend angängig sei, allein bleiben würden.

Wir machten es uns bequem. Das Glockenzeichen zur Abfahrt wurde gegeben, als Fritz mit einem Herrn erschien und, die Thür rasch öffnend, uns zuflüsterte: „Entschuldigen die Herren, wenn ich noch einen Reisegefährten bringe, aber ich bin dem Herrn zu außerordentlichem Danke verpflichtet. Es ist ein belgischer Oberst, der in Zivil reist; ich kenne den Herrn schon seit Jahren."

„Lassen Sie den Herrn nur einsteigen," sagte Gustav.

Fritz stellte uns sofort dem Obersten vor, der sich als ein vollendeter Gentleman erwies und sich vielmals entschuldigte, daß er uns belästige; seinen Namen verstanden wir nicht, ebensowenig, als Fritz sich von ihm verabschiedete.

Der Zug ging ab, und der Oberst setzte sich in einer Ecke zurecht. Er traf alle Vorbereitungen zum Schlafen; kurz, er schien die Absicht zu haben, uns in keiner Weise zu genieren. Gustav und ich unterhielten uns im Flüsterton, um den schlafenden Reisegefährten nicht zu stören.

Wir waren etwas länger als eine Stunde gefahren, als der Zugführer abermals kam und sich höflichst entschuldigte, daß er noch Reisegesellschaft bringe; doch seien alle Wagen besetzt, weshalb er sich nicht anders helfen könne.

Diesmal waren es gleich drei Herren, welche einstiegen, Leute, die gleich uns nach Ostende reisten. Die drei neuen Ankömmlinge waren die richtigen „Weltbummler", wußten höchst interessant von Brüssel und Ostende zu erzählen, schienen überall in der besten Gesellschaft Zutritt zu haben und unterhielten sich auch vom Spiel, das ja in den belgischen Seebädern sehr Mode ist.

Ostende namentlich ist in den letzten Jahren zu einer wahren Spielhölle geworden. Nicht nur in den Restaurationen und Gasthöfen, sondern auch in den Privatkasinos wird mit einer Leidenschaft gespielt, welche der Spielwut in Monaco nichts nachgiebt. Auch die drei Herren schienen leidenschaftliche Spieler zu sein.

Gustav und ich hörten gespannt zu; man konnte wirklich von diesen Veteranen des Hazardspieles manches lernen. Ich will nur gestehen, auch Gustav und ich wagten damals gern einen kleinen Einsatz, und wir hatten es uns auch fest vorgenommen, in Ostende ein wenig unser Glück zu versuchen. Wir wollten natürlich sehr vorsichtig sein und nur einen gewissen Teil unserer Reisekasse riskieren; hatten wir Glück, und gewannen wir, so wollten wir sofort nach Paris und einmal ordentlich alle Freuden dieses Seinebabels auskosten.

Weniger Spaß schien die Unterhaltung unserem Obersten zu machen, der durch das Plaudern der neuen Insassen in seinem Schlaf gestört worden war. Er warf ihnen finstere und gereizte Blicke zu, und als einer sich mit einer Frage an ihn wendete, gab er ihm eine kurze abweisende Antwort, die den Frager veranlaßte, nun auch seinerseits den Murrkopf in der Ecke vollständig zu ignorieren.

Auch uns zogen die Fremden nicht weiter ins Gespräch: sie schienen nach der Abweisung durch den Obersten die Lust verloren zu haben, sich den Mitreisenden weiter aufzudrängen. Sie gerieten schließlich wegen einer Nuance im Kartenspiel in lebhaften Meinungsaustausch, und einer der Herren zog plötzlich ein seidenes Taschentuch hervor, spannte es über seine Kniee, indem er sich auf die Enden setzte, zog ein Spiel Karten aus der Tasche und zeigte nun regelrecht, wie die Partie gestanden hatte. In diesen Meinungsaustausch wurden auch wir hineingezogen. Es handelte sich bei dem Spiel um eine sogenannte „Doktorfrage", die sehr schwierig zu lösen war. Nachdem wir uns etwa eine halbe Stunde mit Erwägung der Chancen beschäftigt hatten, legte der eine der drei Herren die Bank, und seine beiden Genossen fingen an zu setzen. Gustav, der dem Spiel noch leidenschaftlicher ergeben war als ich, zog seine Börse und fragte, ob es gestattet sei, einen Napoleon zu riskieren.

„Ich bitte sehr," sagte der Herr, der die Bank hielt, „warum nicht?"

Dann wendete er sich an den Obersten, der mit eigentümlich finsteren Blicken dasaß, wahrscheinlich ärgerlich, daß er im Schlaf gestört wurde, und fragte ihn: „Mein Herr, wäre es Ihnen nicht auch gefällig, mitzusetzen? Von fünf Franken aufwärts nehmen wir jeden Satz an."

Der Oberst warf dem Sprecher einen verächtlichen Blick zu und entgegnete: „Ich spiele niemals mit fremden Leuten, am allerwenigsten im Eisenbahnwagen."

„Ganz wie Sie wollen," erklärte achselzuckend der so Abgefertigte.

Uns kam die Art und Weise, wie sich der Oberst gegenüber den Herren benahm, denn doch etwas zu schroff vor. Der sonderbare Herr ging aber noch weiter: als Gustav einen Napoleon setzte, trat plötzlich der Oberst aus seiner Ecke auf mich zu und flüsterte mir ins Ohr: „Suchen Sie Ihren Freund abzuhalten; es ist gefährlich, mit fremden Leuten ein Spiel anzufangen."

Dann setzte er sich wieder still in seine Ecke und schloß die Augen.

Gustav gewann rasch einige Napoleons, ich konnte ihn daher nicht warnen, ja, ich fand sogar das, was mir der Oberst gesagt hatte, so überflüssig, daß ich mich selbst am Spiele beteiligte.

Bald wurde das Spiel lebhaft. Gustav und ich, aber auch die anderen Mitspieler erhitzten sich; es wurden hundert Franken gesetzt, und die beiden Freunde des Bankhalters wagten sogar wiederholt tausend Franken.

Gustav und ich waren bisher gut fortgekommen, denn jeder von uns hatte eine Kleinigkeit gewonnen. Wir näherten uns der letzten Station vor Ostende.

„Meine Herren," sagte der Bankhalter, „wir steigen hier aus, weil wir morgen zeitig zur Jagd aufbrechen wollen; daher nehme ich von jetzt an nur noch hohe Sätze an."

Zehn Minuten später war die Station erreicht: diese zehn Minuten waren aber verhängnisvoll für unsere Reisekasse geworden; Gustav hatte sein gesamtes Geld verloren, und ich besaß nur noch zwei Goldstücke. Die Herren stiegen aus, und wir sahen ihnen mit etwas verblüfften Gesichtern nach.

Der Oberst aber wendete sich zu uns und sagte: „Meine Herren, ich habe Sie gewarnt. Ich will diese Leute nicht verdächtigen; aber wenn mir jemand sagte, es wären Falschspieler, so würde ich nicht widersprechen. Sie haben sich von den Leuten ausplündern lassen."

„In der That," seufzte Gustav, „in den letzten Taillen ist es nicht mit rechten Dingen zugegangen." Und er schien nicht übel Lust zu haben, den Wagen zu verlassen und den Leuten sein Geld mit Gewalt wieder abzunehmen.

„Ruhig Blut!" warnte der Oberst. „Ich bin in Ostende gut bekannt; der Chef der Polizei ist mein alter Kamerad, und ich werde dafür sorgen, daß die Kerle zur Rechenschaft gezogen werden. Auf dieser kleinen Station läßt sich nichts machen; warten wir also, bis wir Ostende erreichen."

Das erschien plausibel, und wir setzten uns ruhig wieder hin. Der Herr Oberst hielt uns noch eine kleine Moralpredigt und sagte zum Schluß: „Ich habe Sie gewarnt, meine Herren, Sie wollten nicht hören; nun büßen Sie jedenfalls Ihren Leichtsinn mit dem Verlust Ihrer Reisekasse. Ich hoffe, die Herren kommen nicht in Verlegenheit."

„Nein," antwortete Gustav, „ganz und gar nicht. Mein Freund besitzt noch zwei Napoleons. Damit langen wir wohl bis morgen, und wir sind in der glücklichen Lage, uns telegraphisch neue Hilfstruppen zuschicken lassen zu können."

„Ah, sehr wohl," erklärte der Oberst, „dann ist Ihr Unglück nicht groß. Sie werden aber

trotzdem verzeihen, wenn ich mir erlaubte, Sie ein wenig zu hofmeistern."

Ostende war erreicht. Der Oberst verabschiedete sich von uns und erklärte, er wolle uns am nächsten Tage abholen, um mit uns zur Polizei zu gehen und Schritte wegen der Falschspieler zu thun.

So viel war Gustav und mir klar, daß uns das Unglück mit drei internationalen Gaunern zusammengeführt hatte, welche im Anfang ehrlich spielten, in der letzten Taille aber offenbar betrogen und auf diese Weise Gustav und mir alles Geld abnahmen.

2.

Es ist eine alte Erfahrung, daß Spieler durch Verluste nur dazu gebracht werden, immer wilder zu spielen, weil sie hoffen, auf diese Weise den Verlust wieder einzubringen. Ich gestehe offen ein, daß ich damals auch ein leidenschaftlicher Spieler war und sehnsüchtig das bestellte Geld erwartete, um damit sofort wieder zu spielen.

Inzwischen hatte uns der Oberst besucht und sich weiter als höchst liebenswürdigen Herrn gezeigt. Er stellte sich uns als Führer zur Verfügung, und selbst den Gang zur Polizei nahm er uns insoweit ab, als er allein die Verhandlungen führte. Wir hatten an ihm offenbar eine wertvolle Bekanntschaft gemacht. So liegen im Leben oft Gutes und Schlechtes bei einander: in demselben Wagen, wo wir ausgeplündert worden waren, lernten wir diesen liebenswürdigen alten Soldaten kennen.

Der Oberst begleitete uns auch auf die Post, als wir uns dort das angelangte Geld abholten, wobei wir uns natürlich legitimieren mußten. Er war absichtlich mitgegangen, um uns eventuell bei der Legitimation helfen zu können; da wir aber Paßkarten hatten, genügten diese vollständig. Wir luden den Oberst darauf zum Abendessen ein, was er freundlich annahm. Wir speisten vortrefflich, tranken noch vortrefflicheren Wein; aber das Vortrefflichste war die Unterhaltung mit dem Obersten, der noch nie so guter Laune gewesen war als an diesem Abend.

Als es ungefähr elf Uhr war, führte uns der liebenswürdige Mann in einen Privatzirkel ein, in welchem nur die beste Gesellschaft verkehrte. Die Teilnehmer waren fast ausnahmslos Franzosen und Engländer. Natürlich wurde gespielt, und Gustav, sowie ich gewannen eine Kleinigkeit. Es wurden außerordentlich hohe Summen gesetzt: die Tausendfrankenscheine flogen nur so auf dem Tisch umher. Gustav und ich waren indes vorsichtig genug, uns nicht auf zu hohes Spiel einzulassen. Um dieses ohne allzu großen Schaden durchzuführen, muß man über große Mittel verfügen können; man muß im stande sein, auch ungünstige Chancen des Spiels stundenlang auszuhalten, und dazu gehören viele Tausende.

Wir verabredeten für den nächsten Vormittag, einen Ausflug zu unternehmen; abends wollten wir wieder in dem Privatzirkel spielen. Wir erwogen den ganzen Tag die Chancen des gestrigen Spiels, und der Oberst erwies sich als einen außerordentlich genauen Kenner des Spiels; trotzdem hatte er selbst nicht gesetzt, ja, er hatte sogar Gustav, als dieser einmal etwas zu sehr ins Zeug ging, in fast väterlicher Liebenswürdigkeit gebeten, sich nicht aufzuregen und nicht zu hoch zu setzen.

Der liebenswürdige Colonel erzählte uns, er sei früher ein arger Spieler gewesen und habe einmal im Taumel des Spiels einen so ungeheuren Verlust gehabt, daß er dadurch sich selbst, seine Familie, Ehre und Stellung in die höchste Gefahr gebracht habe. Mit Hilfe einiger guten Freunde sei es ihm zwar gelungen, mit blauem Auge davonzukommen, doch habe er damals den Schwur abgelegt, nie wieder zu spielen.

Auch der Oberst war der Ansicht, daß die Chancen des Spiels in dem Privatzirkel, in den er uns eingeführt hatte, für uns nur dann günstig ausschlagen konnten, wenn wir in der Lage wären, größere Summen aufzuwenden. Gustav kam zuerst auf den Gedanken, noch mehr Geld von unserem Bankier kommen zu lassen. Der Oberst riet uns zuerst davon ab, mußte aber zugestehen, daß wir anscheinend im Gewinne waren, und daß wir vielleicht in zwei, drei Abenden mit größeren Mitteln einen bedeutenden Gewinn machen könnten, der uns zehnfach für den Verlust entschädigte, den uns die Gauner im Eisenbahnwagen beigebracht hatten. Sowohl das Vermögen Gustavs wie das meinige war nicht allzu groß; wir waren aber leichtsinnig genug, uns einen ziemlich beträchtlichen Teil davon senden zu lassen.

Der Oberst gab zu, daß ihn heute noch die Leidenschaft des Spiels beherrsche; seinem Worte getreu spiele er zwar nicht selbst, aber er verschaffe sich wenigstens den Genuß, dem Spiel von Leuten zuzusehen, für die er sich interessiere.

„Das grüne Tuch des Spieltisches," erklärte der Colonel, „hat für mich eine geradezu unwiderstehliche Anziehungskraft. Ich komme mir vor wie ein alter Jagdhund, der die Zähne verloren hat und nicht mehr beißen kann. Wenn aber das Jagdhorn ertönt, das heißt wenn die Gelder rollen, die Roulettekugeln klappern, dann muß ich mitmachen, das heißt wenigstens so nebenher laufen."

Der liebenswürdige Oberst war wirklich ein theoretischer Meister des Hazardspiels; er entwickelte uns aufs sorgfältigste die Theorie, nach der wir gewinnen mußten. Es handelte sich nämlich um das Roulettespiel, und über die Aussichten dieses Spiels hatte der Oberst, wie es schien, die tiefsten und eingehendsten Studien gemacht.

Daß Gustav und ich einigermaßen aufgeregt waren, ist selbstverständlich; aber ebenso erging es auch dem Obersten, der nicht mehr von unserer Seite wich. Nur zum Schlafen ging er in sein Hotel, wir holten ihn aber gewöhnlich am Morgen von dort ab, um mit ihm spazieren zu gehen oder zu essen, oder er erschien bei uns in unserem Gasthofe.

An dem Tage, an dem unsere zweite Geldsendung ankommen sollte, standen Gustav und ich begreiflicherweise schon mit einiger Aufregung morgens auf; der Oberst sollte uns gegen zehn Uhr abholen. Wir warteten aber vergeblich auf ihn. Mit immer wachsender Spannung warteten wir bis elf Uhr, als er aber nicht erschien und auch keine Nachricht schickte, erklärte Gustav, es müsse dem alten Herrn ein Unglück begegnet sein, und forderte mich auf, ihn zum Hotel zu begleiten, in dem der Oberst logierte.

Im Gasthofe empfing uns der Portier mit einer höchst sonderbaren Miene. Er, der sonst die Liebenswürdigkeit selbst war, sah uns heute verächtlich von unten bis oben an. Als wir nach dem Obersten fragten, sagte er achselzuckend: „Hol den Lumpen der Teufel, der unser gutes Gasthaus in Mißkredit gebracht hat! Heute morgen hat die Polizei den Kerl aus dem Bette geholt und über die Grenze geschafft."

Als wir einigermaßen erstaunte Gesichter machten, sagte er: „Er ist gar kein Oberst, sondern ein Gauner aus Paris. Wenn Sie weiteres wissen wollen, so bemühen Sie sich nach der Polizei."

Ein liebenswürdiger höherer Beamter empfing uns dort, und als wir ihm unser Erstaunen über die Abschiebung des Obersten ausdrückten, sagte er lächelnd: „Ja, meine Herren, der Oberst ist eine der beliebtesten „Ehrendamen"."

„Wie?" fragte Gustav erstaunt. „Ehrendame? Was bedeutet das?"

„Die Sache werde ich Ihnen gleich erklären," versetzte der Polizeibeamte und ließ sich nun zunächst erzählen, wie wir mit dem Obersten bekannt geworden seien.

„Da haben Sie's," rief der Beamte dann, „er hat auch Ihnen gegenüber die „Ehrendame" gespielt. Er war im Einverständnis mit den Gaunern im Coupé, ebenso wie der Kellner, vor dessen Bekanntschaft Sie sich hüten mögen. Die „Ehrendame" hat die Aufgabe, vom Spielen abzuraten und sich überhaupt feindselig gegen die Genossen zu stellen, wodurch sie das Vertrauen der Opfer gewinnt, welche ausgeplündert werden sollen. Die „Ehrendame" hat ferner die Aufgabe, die Opfer von der Verfolgung der Gauner und vom Lärmmachen zurückzuhalten. Sie sehen ja, auch Ihnen gegenüber hat der Herr „Oberst", der ein ehemaliger Pariser Trödler ist, seine Rolle sehr gut gespielt: er hinderte Sie daran, seine Genossen bei der Polizei anzuzeigen, indem er es angeblich selbst übernahm, die nötigen Schritte zu thun. Seien Sie versichert, der Mann ist nicht bei uns gewesen und hat keine Klage wegen Ihrer Ausplünderung eingereicht. Er hat seine Aufgabe ferner glänzend erfüllt, denn er hat erfahren, daß Sie noch über Geldmittel verfügen, und, wie Sie mir offen genug erzählten, hat er es meisterlich verstanden, Sie zu veranlassen, eine bedeutende Summe herbeizuschaffen, natürlich nur, damit sie seinen Genossen und ihm selbst — denn er bekommt Anteil von der Beute — in die Hände fällt."

„Aber um des Himmels willen, in dem Privatzirkel verkehren die anständigsten Leute!"

„O gewiß," erklärte der Polizeibeamte, „aber es kann niemand verhindern, daß sich auch Falschspieler in solche Gesellschaft einschleichen. Der Oberst ist ein notorischer Gauner, ein Schlepper, kurz eine „Ehrendame". Seien Sie froh, daß die Polizei Ihnen zu Hilfe kam und den Kerl über die Grenze abschob; sonst wären Sie all Ihr Geld los geworden."

Wir gingen ziemlich niedergeschlagen fort, denn wir sahen ein, daß wir wie die Gimpel auf den Leim gegangen waren. Wir packten noch an demselben Abend ein und fuhren nach Köln zurück.

Mannigfaltiges.

Kreditschwindel und Lebensversicherungspolicen. — Auch der auf sicheren Füßen stehende Geschäftsmann gerät zuweilen durch gewisse Umstände in eine vorübergehende Geldverlegenheit. Die Hilfe von Freunden will er nicht in Anspruch nehmen, um seinen Kredit nicht bei ihnen herabzusetzen, und er wendet sich deshalb lieber an Personen, die ihm ferner stehen, und denen er ohne Beschämung einen Einblick in seine Verhältnisse gestatten kann. Derartig hilfsbereite Personen giebt es ja anscheinend genug, denn die Zeitungen bringen fortgesetzt Darlehensangebote zu billigen Bedingungen. Freilich knüpfen sich dann später an solche Geschäftsverbindungen häufig sehr bittere Erfahrungen, wenn man nämlich erkannt hat, daß das Ganze auf einen Schwindel angelegt ist. So begegnet man in den Zeitungen zum Beispiel einem Inserat aus London, du ch welches Darlehen in jeder Höhe, verzinslich zu vier Prozent, Grundbesitzern, Geschäftstreibenden, Kavalieren, Privaten u. s. w. angeboten werden. Schreibt jemand an die angegebene Adresse, so geht ihm nach einiger Zeit unter der verlockenden Firma „Kontinental-Kreditinstitut London, 16 Argyria Square W. C. Kings Croß" ein Schreiben zu, das lautet:

„Euer Wohlgeboren!

Nach Eingang günstiger Referenzen will ich Ihnen ein Darlehen von 20,000 Mark gegen vier Prozent, Schuldschein und Mitverpfändung einer Lebenspolice in Höhe des Darlehens bewilligen. Sie haben an mich nur alljährlich die Zinsen und an die Versicherungsgesellschaft die einjährige Prämie zu zahlen. Solange Sie diesen Verpflichtungen pünktlich nachkommen, ist das Kapital vor zwanzig Jahren, außer Ihrem Todesfalle, wo die Gesellschaft sofort zahlen muß, nicht kündbar. Die Prämienzahlungen gelten gleichzeitig als Abschlagszahlungen auf das Kapital.

Zugleich bemerke ich Ihnen, daß es wider die Statuten meines Instituts ist, die erstjährige Prämie von dem Darlehen abzuziehen, das heißt, Sie haben die Police aus eigenen Mitteln ohne mein Zuthun bei der von mir zu bestimmenden Gesellschaft zu lösen, damit Sie die Police mir verpfänden können. Wenn Sie geneigt sind, auf meine Bedingungen einzugehen, so ersuche ich Sie, mich zu benachrichtigen, und ich werde Ihnen dann einen Versicherungsantrag einer mir hinreichende Sicherheit bietenden Versicherungsgesellschaft einsenden, welchen Sie auszufertigen haben. Ihrer umgehenden diesbezüglichen Nachricht entgegensehend, zeichne

hochachtungsvoll

Kontinental-Kreditinstitut.

NB. Zur Rückantwort muß bei Briefen, die beantwortet werden sollen, stets das nötige Porto, nämlich 25 Pfennig in Marken, beigelegt werden."

Antwortet der Geldbedürftige auf die gestellten Bedingungen bejahend, so erhält er alsbald folgenden Bescheid:

„Euer Wohlgeboren!

Nachdem Sie mit meinen Konditionen einverstanden sind, übersende ich Ihnen unter Anschluß einen Lebensversicherungsantrag, welchen Sie gefälligst ausfertigen und mit thunlichster Beschleunigung mir wieder zustellen mögen. Sobald Sie im Besitze der Police sind, dieselbe eingelöst ist, und Sie die einjährige Prämie entrichtet haben, wird Ihnen das Darlehen sofort behändigt werden. Jedoch kann ich nur auf Policen der „National-Mutual-Lebensversicherungsgesellschaft in New York" Geld gewähren, da ich bei anderen die jährlichen Prämienzahlungen nicht kontrollieren kann. Ich bitte mir einige Aerzte von dort anzugeben, damit ich dieselben der Versicherungsgesellschaft behufs Untersuchung in Vorschlag bringen kann. Hochachtungsvoll

Kontinental-Kreditinstitut."

Das Ganze sieht durchaus vertrauenswürdig aus. Der Geldbedürftige füllt also den Antrag aus, schickt ihn mit der ersten Jahresprämie ein, giebt auch Aerzte für seine Untersuchung an und wartet auf Antwort. Doch diese geht niemals ein. Stellt er nun Nachforschungen an, um sich an die Versicherungsanstalt zu wenden, so erfährt er, daß eine „National-Mutual-Lebensversicherungsgesellschaft" gar nicht existiert. Auch ist dann das „Kontinental-Kreditinstitut" nicht mehr zu ermitteln, da der Inhaber desselben die Vorsicht anwendet, in dem großen London von Zeit zu Zeit seinen Wohnsitz zu verlegen und sein sauberes Geschäft mit einer anderen Firma zu schmücken, unter deren Schutz er dann wieder in genau derselben Weise vorgeht. Die ganze Manipulation läuft also nur darauf hinaus, Geldbedürftigen den Betrag für die angebliche Prämie abzunehmen. Ist dies geschehen, dann mag der Geldbedürftige zusehen, wie er sich selbst hilft. [Th. S.]

Humoristisches.



Beruhigend.

Herr (die Papiere des stellesuchenden Dieners durchsehend): Als Unteroffizier sind Sie ja wegen Soldatenmißhandlung bestraft worden; das ist nicht sehr empfehlend.

Diener: O, mit den Herrschaften gehe ich natürlich ganz anders um wie mit den Rekruten.



Kindermund.

Hast du auch ein Schwesterchen, Fritz?

— Ja.

Wie alt ist es?

— Alt gar nicht: es ist noch ganz neu!

Launige Ratschläge zur Verhütung der Trunkenheit finden sich in einem Buche, welches 1676 zu Frankfurt a. M. erschienen und „Kunst-, Haus- und Wunderbuch" betitelt ist. „Wer nicht trunken werden will," heißt es da unter anderem, „der esse eine gebratene Geißlunge oder fünf bis sieben bittere Mandeln vor dem Trinken, weil er noch nüchtern ist. Item nimb rohes Kohl und iß dasselbe. Oder den Saft von Eiern roh und trink denselben des Morgens nüchtern, so wirst du nicht trunken. Item iß des Morgens nüchtern das Mark autz Schweinen-Fleisch. Esse ane viertel Stund zuvor drei Pfirsichkern, danach trinke ein wenig Baumöl oder süß Mandelöl." — Dann giebt der gelehrte Verfasser auch Mittel an, „daß einer trunken werde ohne Schaden". „Nimb Paradißholz," so schreibt er, „leze es in Wein und gieb einem davon zu trinken. Oder nimb Alaunwurzel, koch sie in Wasser und misch es einem unter den Wein, so wird er bald trunken. Item thue Holunderwasser in Wein; oder nimb Rübsamen, stoß ihn klein und thue ihn in den Wein." [Th.]

Furcht vor dem Tode. — Der berühmte dänische Dichter Hans Christian Andersen hatte große Furcht vor dem Tode und lebte stets in der Angst, man könnte ihn lebendig begraben. Daher befestigte er jeden Abend, ehe er sich zur Ruhe legte, einen Zettel an sein Bett, auf dem die Worte standen: „Ich bin nur scheintot." [—dn—]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 39.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 37:
Ein silberner Schlüssel öffnet die meisten Thüren.

Geographisches Buchstaben-Rätsel.

Australien, Ungarn, Monaco, Egypten, Japan, Rußland, England, Lippe, Schottland.

Die Anfangsbuchstaben obiger Länder werden, wenn richtig aneinandergereiht, den Namen einer altberühmten Stadt ergeben.

Auflösung folgt in Nr. 39.

Anagramm.

Auf mir sieht man die weite Welt
Im Bild getreulich dargestellt;
Verändert meinen Stand der Zeichen,
Wird sich darauf ein Eiland zeigen,
Ein Land, um das in letzter Zeit
Entbrannte mancher heiße Streit;
Die Laute nun nochmals versetzt,
Erschein' ich euch als Tier zuletzt.

Auflösung folgt in Nr. 39.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 37:
Bauer, Dauer, Hauer, Jauer, Lauer, Mauer.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.